

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 12 o o o o o o o o Beilage zur Gleichheit o o o o o o o o 1915

Inhaltsverzeichnis: An die Nationen. Von Robert Hamerling. — Japanische Ökonomie. Von Robert Wilbrandt. (Fortsetzung.) — Kriegsküche. Von M. Kt. — Feuilleton: Wie ein Mensch geboren ward. Von Maxim Gorki. (Fortsetzung.)

An die Nationen.

Von Robert Hamerling.

Vernehmt mich, groß' und kleine Nationen,
Die ihr geharnischt tretet auf den Plan!
Ihr ringt umsonst nach Eigenruhmes Kronen:
Der Einzelvölker Arbeit ist getan.
Die an der Seine, am Belt, am Ister wohnen,
Begegnen fortan sich auf einer Bahn.
Was ihr getrennt erstrebt und still begründet,
Vollendet ihr vereint nur und verbündet.
In dieser Zeit, wo Draht und Schiene spotten
Der Alpen und ein Kabeltelegramm
Den Morgengruß des Yankee bringt dem Schotten,
Wo ziehn von Land zu Land, von Stamm zu Stamm
Die Zeitungsblätter als Erobererflotten —
In dieser Zeit baut Zwietracht Wehr und Damm?
Wenn Völkergeister ineinanderzittern,
Da soll das Herz der Menschheit sich zersplittern?
Weltbürgertum — vermögt ihr's auszutreiben,
Wenn es zutiefst euch schon im Blute sitzt?
Wer lernte nichts von andern? Wegzureiben,
Wie Rost vom Stahl, vermeint ihr's? Wie gerist
Mit Demantgriffeln in kristallne Scheiben
Bleibt es — und wächst, wie in den Baum geschnit!
Was Vätern einst von außen angeflogen,
Ihr habt es mit der Muttermilch gesogen!
Noch Großes, Einzelvölker, mögt ihr schaffen,
Aureigenes zu schaffen ist zu spät!
Und manchen schönen Kranz mögt ihr erraffen,
Der andrer Stirnen länger schon umweht!
Reich mögt ihr werden, blühend, stark in Waffen,
Und klug auch — mögt, durch Mut und Kraft erhöht,
Zum Gipfel klimmen auf des Ruhmes Stale —
Nur eins könnt ihr nicht sein: Originale!
Und ihr, die lang voran, mit raschem Schritte,
Den anderen gewandelt auf der Bahn
Der Menschlichkeit, der Bildung und der Sitte,
Zum niemals ganz erreichten Ziel hinan:
Bedenkt, heut wandelt ihr in ihrer Mitte,
Heut ringen sie mit euch auf ebnem Plan:
Des Geistes Hort ward allgemeinsam-eigen,
Kein Paria ist mehr im Völkerreigen!
Ob klein, ob groß, ihr habt ein Recht zu leben!
So schreibt euch mutvoll ein in Klios Buch;
Ein heilig Recht ist allen euch gegeben:
Nur sei nicht Haß mehr euer Bannerspruch!
Seid nicht bemüht zu trennen, nein, zu weben;
War Trennung Segen einst, nun ist sie Fluch!
Daß sie das Werk der Weltgeschichte tröne,
Versammelt Mutter Erde ihre Söhne.
Solange tausendfältig Rain den Abel,
Unblutig oder blutig, noch erschlägt,
Und nicht der Streit, den einst erregt zu Babel
Des Sprachenkampfs Erinny's, beigelegt —
Solang nicht Poesie als Taub' im Schnabel
Des ewigen Völkerfriedens Ölweig trägt —
So lange, sag' ich euch, trotz der Fanfaren
Des Fortschrittjubels, sind wir noch Barbaren.

Japanische Ökonomie.

Von Robert Wilbrandt.

(Fortsetzung.)

2. Europäisierung.

All das kann nun heutzutage durchfahren werden am Fenster der Elektrischen und des Schnellzugs. Ausschließlich in der Eisenbahn größere Strecken reisend, sind wir von Yokohama über Tokio ins Innere nach Nifko und ins Seidenland von Kiriu gelangt, dann gegen Süden über Nagoya nach Kioto, Nara, Osaka, Kobe und nach der Dampferfahrt durch die Binnenlandsee, von Nagasaki nach Moji. Die ganze nördliche Hälfte, die wir ungelesen lassen mußten, ist ebenso von Eisenbahnen durchzogen. Und wie die Verkehrsmittel, die als kaiserlich-japanische Staatsbahn nun die langgestreckten Inseln zu einem wirtschaftlichen Ganzen zusammenschließen, so das Gewerbe. Wir besichtigten Webereien und Färbereien im Seidenland um Kiriu, Spinnereien in Tokio und Osaka, Schiffswerften in Tokio und Kobe, Porzellanfabriken in Nagoya und Kioto (neben altjapanischer Stickerie und Ladarbeit) und endlich die staatlichen Eisen- und Stahlwerke in Edamitsu. An einigen der Fabriken überwog noch der Eindruck altjapanischen Betriebs: massenhafte Arbeitskräfte, viel Handarbeit, deren Durcheinander zu drolligen, die Arbeiter selbst nur erbeiternden Zusammenstößen führte, wenig Spezialisierung, so daß schon die wechselnden Aufträge die Maschinenanwendung verboten und allgemeines Wirrsal mit sich brachten; das Ganze einer solchen Unternehmung, trotz oder gerade wegen ihrer 1800 Arbeiter, durchaus handwerksmäßig, obwohl die Statistik einen „Riesenbetrieb“ buchen würde. Neben solcher Idylle, die ein heiteres, zufriedenes und langsames Arbeitsvölkchen in durchaus patriarchalischem Arbeitsverhältnis konferviert, stehen die Eindrücke importierter, modernster Maschinerie, Riesenbetriebe auch der Kapitalanlage nach, durchaus kapitalistischen Geistes, durch Wohlfahrtsanrichtungen nach europäischem Muster erträglicher, friedlicher, dauerhafter und ertragreicher gemacht.

In der riesigen Spinnerei und Weberei von Osaka sahen wir bei elfstündiger Arbeitszeit, nur zweimal monatlich von einem Ruhetag unterbrochen, entsprechend elende Massen von Kindern, Mädchen, verheirateten Frauen. Staatlicher Arbeiterschutz ist zwar vom Parlament beschlossen, aber von der Regierung noch nicht in Kraft gesetzt und voraussichtlich auch so lange praktisch unerreichbar, als die „liberale“ Partei der Kapitalsinteressen am Ruder ist. In Osaka, dem „japanischen Manchester“, hatten wir überhaupt im Gegenjah zu Alt-Japan den Eindruck einer proletarisierten, heruntergekommenen Bevölkerung. Die Europäisierung bringt dieselbe kapitalistische Produktion und dieselbe soziale Frage wie bei uns. . .

Mit welcher Schnelligkeit haben die Japaner bereits europäische Wissenschaft zu erlernen und die erworbenen Methoden selbstständig zu benutzen verstanden! Als Beispiel seien Kitafato und Gata, Robert Kochs bedeutende Schüler, genannt. Und ergreifend ist die Dankbarkeit für den großen Lehrer, wie sie Kitafato als Leiter des großartigen Instituts für Infektionskrankheiten zum Ausdruck gebracht hat: neben dem Institutsgebäude steht ein kleiner Schrein, ein Tempelchen im Sinne der altjapanischen Shintoreligion; im Geiste der Heldenverehrung und Pietät ist es dem Andenken Robert Kochs geweiht.*

Der Kern freilich in all dem japanischen Lernen und Nachgestalten ist weniger die Hingabe an das Vorbild des Auslandes als vielmehr dessen nationale Überwindung, die Emanzipation von seiner peinlich empfundenen, möglichst schnell auszugleichenden Überlegenheit in gewissen Dingen.

* Zur Ergänzung sei folgende Zeitungsnotiz angefügt: „Die japanische Presse konstatiert mit Befriedigung, daß die traditionelle Feier des Geburtstags des berühmten deutschen Bakteriologen Koch durch den Krieg mit Deutschland nicht im geringsten beeinträchtigt worden sei. An der diesjährigen Feier in Tokio nahmen über 300 japanische Ärzte und Professoren teil.“ In Europa kündigen sich Gelehrte feindlicher Staaten jegliche gemeinsame Arbeit für die Zukunft.

Seit die verben Rüsse der europäischen Mächte vor einem halben Jahrhundert Japan wecken und ihm zum Bewußtsein brachten, daß es ohne Europäisierung nicht geht, wenn man heute in der Welt die Stellung einer stolzen und geachteten Nation haben will, seitdem haben die Japaner diese Erkenntnis zielbewußt, ehrgeizig und mit aller Kraft in die Tat umgesetzt. . . .

So hat der Europäisierungsprozeß, zielbewußt betrieben zum Zwecke der nationalen Gleichstellung mit den großen Mächten, die Verkehrsmittel, die Industrie, die Sozialpolitik, die Wissenschaft, den Staat und die Zentren modernen Wirtschaftslebens umgestaltet oder neu geschaffen.

Doch ist dabei das Neue noch nicht mit dem Alten zu innerer Einheit verschmolzen. Einander gegenseitig gefährdend, stehen sich Alt-Japan und seine Europäisierung noch innerlich fremd und unsicher gegenüber.

8. Der Übergangszustand.

Vergleicht man etwa die Arbeit im kaiserlich japanischen Stahlwerk mit der Arbeit in Pittsburg oder Gary, so merkt man erst, was für eine Arbeitsintensität, in jeder Sekunde die kostspieligen Anlagen und Feuer nützend, dort herrschte, und wie weit die japanischen Arbeiter und Ingenieure noch davon entfernt sind, nachdem die Deutschen, die das Werk eingerichtet, bereits heimgeschickt wurden; ja die roheste Handarbeit drängt sich in den Betrieb wieder ein, Alt-Japan erscheint mitten im Europäertum wieder.

So ist es überhaupt im heutigen Japan. Mit bewundernswerter Gelehrigkeit, mit hingebendem Patriotismus, voll Lerneifer und guten Willens, haben die Japaner in Jahrzehnten übernommen, was Europa in Jahrhunderten zustande gebracht hat; aber diese Jahrhunderte fehlen.

Alles Besondere der japanischen und überhaupt ostasiatischen, uns in so vielem überlegenen Entwicklung beiseite gesetzt, kann man sagen: es fehlt dem Japaner das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert. Sie haben diese Zeit übersprungen, ja sie haben bewußt, wie Graf Okuma uns sagte, von 1648 an, abgesehen durch den Dreißigjährigen Religionskrieg, die geistige Entwicklung Europas von sich ausgeschlossen. Es fehlt daher das allmähliche Vordringen der Verstandeskultur — sie haben statt dessen nur einfach deren Resultate übernommen, als gelehrige Schüler, nicht als Meister, die selbst bis zur Meisterschaft durchgedrungen wären. Es fehlt ihnen das Aufklärungszeitalter mit seinem Kampfe gegen die hergebrachte Sitte, gegen die Autorität, gegen die Bevormundung, gegen den ganzen Patriarchalismus der zu Herrschaft und Staat erweiterten alten Hauswirtschaft. . . .

Fast ebenso erstaunlich wie als Geschäftsmann im Stile des Raubritters ist der Japaner dem individualistischen Europäer als Fanatiker eines sturpellosen, nach außen aggressiven, nach innen gläubig hingebenden Patriotismus und Heroismus, Verfechter einer „Religion“ der Mikado-treue, die künstlich aufgebaut wird, um die Massen aufopfernd patriotisch zu erhalten.

Was hier am Japaner bewundert und angestaunt wird, ist im Grunde dasselbe, was dort den Japaner bei allen Völkern verhaßt macht: der Mangel irgendeiner anderen maßgebenden Lebensanschauung neben der des Samurai, des japanischen Kriegers, der bis vor einem Menschenalter mit zwei Schwertern einherstolzte, Verkörperung aller ritterlichen Tugenden, stets bereit zum Harakiri, der Selbstentlebung, wenn Vasallenpflicht oder Ritterethik es gebot, zur Selbstaufopferung erzogen und gestählt, das Vorbild auch der heutigen Jugend, die zu den Gräbern solcher Helden alljährlich pilgert und dem kriegerischen Sinn nach außen, der Idee der Selbstbeherrschung und Selbstaufopferung im Innern nachlebt.

Vielleicht fällt von hier auch einiges Licht auf die japanische Prostitution. Sie wird von Paquet als eine der Waffen in der Hand der japanischen Expansionspolitik, als Hilfsmittel der japanischen Kolonisation und Spionage, von dem amerikanischen Missionar Murphy als Aufopferung für Familie und Vaterland geschildert. Zwei gut zusammenstimmende Arten der Betrachtung, die gewiß nicht das Ganze der Sache erschöpfen, aber doch das spezifisch Japanische gewisser, bei uns kaum denkbaren Gedankengänge hervorheben. Aufopferung, wie für den Herrn in Vasallentreue, so für Familie und Vaterland, entsprechend der buddhistischen Lehre und dem Vorbild geheiligter Helden, im Gegensatz zu Christentum und modernem Individualismus, das ist das moralische Fundament, auf dem die Ausbeutung dieser Armeen durch die Bordellwucherer, gemäß Murphys Darstellung, vor sich geht. Jedenfalls zu ausschließlich, aber doch vielleicht mit einem guten Kern von Wahrheit, wird folgender Hergang von Murphy als der typische geschildert: ein Wucherer verleiht Geld an eine in Not ge-

ratene Familie, deren Tochter sich dafür verpflichtet, das Darlehen als Prostituierte im Bordell des Wucherers abzuverdienen; dort wird ihr aber für Kleidung, Essen usw. so viel aufgerechnet, daß im Laufe der Jahre die Schuld an den Wucherer nicht absondern zunimmt, so daß sie gewöhnlich nicht eher herauskommt, als bis sie verbraucht ist. Und eben das entspricht nach Murphy der japanischen Auffassung, daß für die als notwendig angelegene Prostitution eine möglichst geringe Zahl von Mädchen korrumpiert und daher jede einzelne, als doch schon dem Verderben verfallen, möglichst lange Zeit diesem unentbehrlichen Dienst geopfert werden solle. Und so ist auch der äußere Eindruck: hinter Gittern ausgestellt, sitzen sie bereit, oft in wunderschönen, farbigen und prächtigen Gewändern, vor kostbaren goldigen Wandschirmen, viele elend und traurig, andere vom Geiste ihres Geschäftes der Berliner Friedrichstraße angenähert, im ganzen aber doch ein scharfer Gegensatz zu der europäischen Dirne, von der die altjapanische Unterwerfung unter die Sitte sie unterscheidet.

Das führt zu zwei weiteren Nesten der alten Zeit: der Herrschaft naiver Sitte und der geringen Bedeutung des Individuums.

Die Herrschaft der Sitte, das ist das Geheimnis von Japan. Selbst die Dirne ist viel mehr noch mit der Sitte im Einklang, und ganz wie bei uns im Mittelalter wirkte sie noch kürzlich bei feierlichen Umzügen in altertümlichen Trachten mit, ein Stand wie ein anderer, sorgsam geregelt von der Polizei, in besonderen Quartieren vereinigt, neben jedem Wallfahrtskempel zu finden wie bei uns das Wirtshaus neben der Kirche, noch nicht so tragisch zu nehmen wie bei uns, zwar etwas anrüchig und verächtlich schon, aber doch noch viel mehr dem Natürlichen zugerechnet, wie das ganze körperliche Leben in all seinen Funktionen. Nicht nur von unserer Präterie weit entfernt, sondern auch von unserem neuen Ideal der Liebe als Vorbedingung von Ehe und körperlicher Vereinigung, kennt der Japaner noch nicht unser Ziel einer Harmonie von Seele und Leib, daher auch noch nicht die Konflikte, die auf dem Wege zu diesem Ziele liegen. Das krampfhaft gesteigerte Schamgefühl wird den Japanerinnen, die sich vor einem Manne zum Beispiel im Bade ganz unschuldig und ohne jeden Neben Gedanken nackt sehen lassen, erst von den Fremden gebracht. Es liegt ihnen so fern wie die europäisch-amerikanische Koketterie in Kleidung und Bewegung, jenes anlockende Zeigen und Berheizen, das bei uns die „Bekleidung“ zu solcher Raffiniertheit gebracht hat.

So hat die Japanerin, unberührt von Christentum und Renaissance, ruhig der alten Sitte untertan, anmutig und züchtig, wie die herrschende Zucht der Familie, der uralten Hauswirtschaft es gebietet, die antike Selbstverständlichkeit bewahrt, mit der sie tut, was Brauch ist, und sei es die Aufopferung ihres jungen Lebens.

Nicht das Individuum wird zur Dirne, wie bei uns, sondern die herrschende Ordnung legt dieses Schicksal auf beliebige junge Schultern. Nicht der einzelne verfügt über sich, sondern der Organismus der Familie, der Sippe, des Staates, geleitet von seinem patriarchalischen Haupt, lenkt seine Glieder, sorgt für sie, opfert sie auf und findet sie dazu völlig bereit. Wie der Hund dem gnädigen und strengen Herrn, so unterwirft sich der einzelne seinen angestammten Gebietern. Die Gemeinschaft ist hier noch das herrschende soziologische Prinzip.

Das Individuum ist und gilt hier noch nichts, wie einst auch bei uns, bis Naturrecht und Individualismus sich dagegen empörte, oder ökonomisch gesprochen: bis der Tausch seine Prinzipien zu allgemein geltenden erhob, bis er dem herrschenden uralten Patriarchalismus auf allen Gebieten das tauschende und darum frei verfügende, lediglich vertragschließende Individuum entgegensetzte.

Der Einzelmensch, noch wenig individuell entwickelt, seiner Individualität noch kaum bewußt, fügt sich noch leicht einer Autorität, die im Sinne des geltenden Allgemeinen über ihn gebietet; er hat noch kein Recht in Japan, so wenig wie im Altertum und in allem Patriarchalismus bis in die Neuzeit. Es ist selbstverständlich, daß er sich opfert oder aufgeopfert wird in seiner Pflichterfüllung, wie im Kriege so auch im Frieden; über ihn wird verfügt vom Standpunkt eines höheren Interesses aus, sei es das der Sippe, des Herrn oder des Staates. Ein Patriarchalismus, der auch das Verhältnis des modernen Arbeitgebers zum Angestellten und Arbeiter noch durchzieht, selbstverständlich mit der zugehörigen bevormundenden Fürsorge für die Untergebenen als für die unreifen Glieder einer großen Familie.

So lebt in der modernisierten Welt des kapitalistischen Geschäfts, des ausgebildeten Tausches noch der Geist der alten Eigenwirtschaft von Familien und Herrenhöfen. . . . (Schluß folgt.)

Kriegsküche.

Es unterliegt für den Einsichtigen keinem Zweifel, daß die von der Reichsregierung in Angriff genommenen Maßnahmen für die Sicherung der deutschen Volksernährung im Kriege nach allzu langem Zaudern

in die Erscheinung getreten sind. Wir müssen ihren vielen Halbheiten kritisch gegenüberstehen, und dieser „Kriegssozialismus“ kann uns wahrlich wenig imponieren. Wir müssen aber zugleich auch durch praktische Winke den proletarischen Hausfrauen die täglich schwerer werdende Bürde erleichtern, die ihnen die Politik des „Durchhaltens“ aufzwingt. Es gilt so rationell zu wirtschaften wie nur irgend möglich, und ferner sich an die veränderten Bedingungen anzupassen, die der Krieg durch die Absperrung unserer Lebensmittelzufuhr aus dem Auslande schafft. Mit den altgewohnten guten Ratsschlägen, wie aus der Not eine Tugend zu machen sei, kommen wir jetzt nicht mehr aus. Wir müssen, soweit es uns möglich ist, unseren Verbrauch an Nahrungsmitteln regeln nach Maßgabe der vorhandenen Vorräte. Dies bedingt, daß wir manches anders machen müssen, als wir es bisher gewohnt waren.

Eine Einschränkung des Konsums ist nötig in allererster Linie an Mehl, dann an Fett, Fleisch, Reis, Eiern, Nahrungsmitteln, die wir in gewaltigen Mengen alljährlich aus dem Ausland bezogen. Reichlich, ja überreichlich vorhanden ist allein der Zucker, der ein Inlandsprodukt ist, dessen Ausfuhr trotz aller Petergeschrei der Zuckerinteressenten glücklicherweise im Kriege verboten ist.

Reines Weizenmehl gibt es jetzt nicht mehr außer kleinen Beständen des teuren Luxusmehls, das man Auszugmehl nennt. Alles übrige Weizenmehl kommt nach gesetzlicher Vorschrift mit 30 Prozent Roggenmehl gemischt in den Handel. Die Hausfrau kann nun statt dieses gestreckten Weizenmehls zu Einbrennen für Suppen und Saucen ebensogut reines Roggenmehl verwenden. Ein Unterschied im Geschmack der so bereiteten Speisen ist gar nicht zu merken. Eierkuchen, Klöße, Plinzen werden nunmehr mit halb Roggen- und halb Weizenmehl hergestellt. Einige Gemüse, wie Kohl und Spinat werden indes künftig nicht mit Schwitzmehl, sondern mit Graupen, Hafergriße oder -flocken, auch mit Hirse. Das sind zum Teil alte Volksgerichte, die in der Neuzeit nur etwas in Vergessenheit geraten waren. Sie sind durchaus wohlschmeckend, so daß unser Gaumen sich schnell daran gewöhnen wird. Dazu kommt, daß alle Gemüse in dieser Zubereitung weit nahrhafter sind als in der sonst üblichen. Solche rationalen Mischgerichte sind: Spinat mit Hafersflocken oder mit Graupen, Weißkohl mit Graupen oder mit Hafergriße, Graupensuppe mit Spinat, Sauerkohl als Gemüse wie als Suppe mit Hafersflocken gekocht, getrocknete grüne Bohnen mit Graupen, Grünkohl mit Hafergriße oder mit Graupen, Weißkohl mit Hirse und anderes. Kochvorschriften zu einigen dieser Gerichte, die ja zum Teil auch in der vegetarischen Küche heimisch sind, hat die „Gleichheit“ früher schon gebracht.

Auch im Verbrauch des Brotes sind wir weit stärker eingeschränkt als sonst. Man kann es des Abends ganz oder teilweise öfters durch nahrhafte dicke Suppen oder Breigerichte ersetzen, die wir vorteilhaft mit Magermilch zubereiten. (Vergleiche Nr. 1 der „Gleichheit“.) Die verschiedenen Getreidepräparate: Nudeln, Weizen, Grieß, Grünkern, Hafergriße, Buchweizengriße, Hirse, Reis gestatten reiche Abwechslung. Von Reis kauft man am besten den unpolierten Reis. Insbesondere sei hier noch der viel zu wenig geschätzte Maisgries empfohlen, der nächst dem Roggenmehl das billigste Getreideprodukt ist, das wir haben. Er ist reichlich vorhanden und kostet zurzeit 20 Pfennig das Pfund. Aus Maisgries bereiten die Italiener ihr Nationalgericht, die Polenta. Alle diese Gerichte können überdies in der Not einen Teil des fehlenden Fleisches und Fettes ersetzen. Eine bedeutende Rolle spielen diese Mehlspeisen in der nordischen Küche, wo die Griße oft schon des Morgens auf den Tisch kommt.

Die drohende Fettknappheit kündigt sich jetzt schon durch die ungewöhnlich hohen Preise für Schmalz, Speck, Margarine und Butter an. Der Genuß von Butter spielt im Proletarierhaushalt keine sehr große Rolle. Desto schwerer fällt für ihn die Teuerung der übrigen Fette ins Gewicht. Margarine wird es nach einiger Zeit zu erschwinglichen Preisen wahrscheinlich nicht mehr geben, da die zu ihrer Herstellung nötigen ausländischen Fette und Öle fehlen.

Die Erzeugung von inländischem Fett durch Viehmast und Milchwirtschaft muß durch den Mangel an ausländischen Futtermitteln schwer beeinträchtigt werden. Man rechnet, daß der Milcherttrag allein sich dadurch um 10 Prozent verringern wird. Der Butterkonsum und die Buttererzeugung müssen also eingeschränkt werden, wenn wir ein Steigen der Milchpreise verhindern und Kinder, Kranke und Schwache im Milchgenuß nicht verkürzen wollen. In

der Butter werden die Nährstoffe der Milch für die menschliche Ernährung am ungünstigsten ausgenützt. Es ist also gegenwärtig zweckmäßiger, Vollmilch oder Fettkäse zum Brot zu reichen als Butter. Im Fettkäse ist in konzentrierter Form neben dem Fettgehalt der Milch auch ihr gesamter Eiweißgehalt vorhanden. Der Käse hat zudem den Vorzug großer Haltbarkeit. Verwenden wir Fett in der Hauptsache zum Kochen und befehlen uns sonst zum Frühstück und Vesperbrot mit zuderhaltigem Aufstrich, wie Sirup, Honig oder Marmelade, so kommen wir den besonderen Anforderungen der Kriegszeit entgegen. Außerdem ist es nach wissenschaftlichen Forschungen erwiesen, daß Fett durch Stärkemehl oder Zucker bis zu einer gewissen Grenze ersetzt werden kann und umgekehrt, ohne daß die Ernährung des Körpers Schaden leidet. Wir müssen das fehlende Fett jedoch durch etwas mehr als die doppelte Menge Zucker ersetzen. Wenn jetzt einem stärkeren Verbrauch von Zucker besonders zur Herstellung von Marmelade und einfachen Mehlspeisen das Wort geredet wird, dann wäre eine Vorbedingung dafür allerdings eine Herabsetzung oder Aufhebung der hohen Verbrauchsabgabe von 7 Pf. auf das Pfund Zucker, die der Staat einstreicht. Diese hohe Steuer bewirkte es, daß die Engländer den deutschen Zucker, den sie steuerfrei einfuhrten, billiger kaufen konnten als wir in dem Erzeugungslande des Zuckers. Infolgedessen wurde der Zucker in England viel mehr Volksnahrungsmittel als in Deutschland. Dort betrug der Jahresverbrauch vor dem Kriege 42 Kilogramm pro Kopf, in Deutschland jedoch nur 19 Kilogramm.

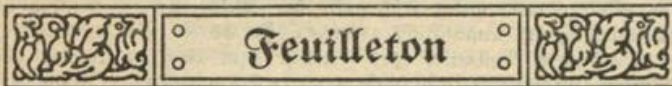
Fleisch, insbesondere Schweinefleisch wird ähnlich wie Fett sehr knapp werden, da es an Futtermitteln zur Aufzucht von Vieh fehlt. Ein großer Teil unseres Schweinebestandes muß aus diesem Grunde jetzt schon vorzeitig weggeschlachtet werden. Damit wird uns ein Teil der wertvollen tierischen Eiweißstoffe mangeln. Magermilch und Buttermilch, über deren großen Nährwert wir uns in Nr. 1 verbreitet haben, können billigen Ersatz schaffen, wenn wir sie zur Vereitung der Suppen und Breigerichte verwenden. Magerkäse und Quark, die das Fleisch an Eiweißgehalt übertreffen, seien noch besonders empfohlen.

Eier sind zu teuer, als daß sie gegenwärtig irgendwie als Fleischersatz dienen könnten, außer in der Krankenkost. Da die Eiereinfuhr aus Rußland und Galizien völlig unterbunden ist, werden wir während des ganzen Krieges mit großer Knappheit und demzufolge auch mit hohen Preisen für Eier zu rechnen haben. Wo sie zur Lockerung oder zum Binden von Speisen, wie Klops, falscher Gase, Fleischklößen oder Bouletten, dienen, verwendet man jetzt gekochte, fast geriebene Kartoffeln. Auch Kartoffelklöße lassen sich ohne Eier herstellen. Bei allen diesen Speisen muß man die fehlende Feuchtigkeit durch etwas Milch oder Wasser ersetzen. Zum Einhüllen von Koteletten oder Fleisch- und Fischschnitten bedient man sich eines dicken Breis, den man aus Roggenmehl und Wasser oder Milch bereitet. In diesen Mehlspeisen taucht man die Fleischschnitten, die man einhüllen (panieren) will und wälzt sie in geriebener Semmel. Ist diese in Zukunft vielleicht nicht mehr zu haben, so muß geriebenes Brot in den Fällen, wo wir sie nicht entbehren zu können glauben, als Ersatz dienen.

Die Gemüsevorräte verbrauchen wir am zweckmäßigsten in der Reihenfolge ihrer Haltbarkeit, zunächst also was noch an Kohl und Rüben vorhanden ist, dann eingelegte Salzbohnen und Sauerkraut, in der schwierigen Spätfrühlingszeit gedörrte Gemüse, möglichst in Mischgerichten, wie grüne Bohnen mit Mohrrüben oder mit weißen Bohnen oder mit Graupen und dergleichen. Die teuren, aber für die Ernährung so wertvollen Hülsenfrüchte reichen wir auch am besten mit Getreidepräparaten gemischt. Die Bestände an Wackobst sind solange es irgend geht zu schonen, wie alle Nahrungsmittel, die haltbar sind.

Daß uns mit der Zeit einige ausländische Gewürze fehlen werden, ist nicht so schlimm. Für Vanille verwenden wir das in kleinen Tafeln billig erhältliche Vanillin, für Pfeffer Paprika, mit dem aber vorsichtig verfahren werden muß. Andere Gewürze können durch einheimische Würzkräuter ersetzt werden. Statt mit Zimt würzen wir mit Zitronenzucker oder Apfelsinzucker. Kleine Stücke harten Zuckers werden an sauber gewaschenen und abgetrockneten Zitronen oder Apfelsinen abgerieben und in verschlossenen Gläsern aufgehoben.

Wenn wir nun noch nach den so oft in der „Gleichheit“ gegebenen Anweisungen bestrebt sind, alles, was an Nährwert in den Nahrungsmitteln steckt, aus ihnen herauszuholen, wenn wir die beschränktere Auswahl durch möglichst abwechslungsreiche Zubereitung auch der einfachsten Gerichte wettzumachen suchen, damit die Eglust der Familienmitglieder rege bleibt, dann haben wir so ziemlich alles getan, was diese schwere Zeit im Reiche der Küche erleichtern kann. An den Behörden ist es nun, dafür zu sorgen, daß die Einschränkungen des Verbrauchs von Lebensmitteln von allen Schichten der Bevölkerung getragen werden. M. Kt.



Wie ein Mensch geboren ward.

Von Maxim Gorki.

(Fortsetzung.)

Jetzt gelangte ich auf den schmalen grauen Streifen der Landstraße. Zur Rechten wogte das tiefblaue Meer; tausend unsichtbare Fischehäute schienen mit dem Fughobel darüber hinzufahren, weiße Spänchen hüpfen leise raschelnd überall auf, und der feuchte, warme, wie der Atem eines gesunden Weibes duftende Wind trieb sie ans Ufer. Eine türkische Fesule gleitet, sich weit nach links überneigend, in der Richtung auf Suchum dahin, und ihre Segel blähen sich auf wie die Baden unseres Wegebauingenieurs, der immer eine so wichtige Miene aufzusetzen pflegte. Er sprach durch die Nase und war bei der geringsten Kleinigkeit immer gleich mit der Polizei bei der Hand; es macht mir ein besonderes Vergnügen, mir vorzustellen, daß die Wärmer diesen strengen Herrn längst bis auf die Knochen verzehrt haben, und ich fenne eine ganze Anzahl von Leuten, denen ich das gleiche wünsche...

Es ist ein ganz besonderer Genuß, so gleichsam in der Luft schwimmend, am Strande dahinzuwandern. Frohe Gedanken und bunte Erinnerungen schweben in stillem Reigen durch den Sinn; sie gleichen den weißen Wogenlämmen dort auf dem Meere: wie diese eilen sie flüchtig über die Oberfläche, während unter ihnen die gähnende Tiefe ruht, in der lautlos, wie die silbernen Fische auf dem Meeresgrund, schimmernde Jugendhoffnungen dahingleiten.

Der Weg führt ganz dicht am Meere hin und schlängelt sich stellenweise bis hart an den sandigen Streifen heran, den die Wogen bespülen. Auch die Büsche scheinen nach der Flut hinzudrängen und neigen sich über den Wegstreifen vor, als wollten sie in den blauen Spiegel schauen und der sich vor ihnen öffnenden Weite einen Gruß zunicken.

Ein Windstoß setzt von den Bergen herab — es wird sicher regnen.

... Ein leises Stöhnen ertönt im Gebüsch — das Stöhnen eines Menschen bringt stets in der Seele eine verwandte Saite zum Mitschlagen.

Ich zerteile die Zweige — und sehe jene Frau im gelben Kopftuch: mit dem Rücken an den Stamm eines Kufbaumes gelehnt, sitzt sie am Boden; der Kopf ruht kraftlos auf der Schulter, der Mund ist schmerzlich verzerrt, und die hervorquellenden Augen blicken starr, wie geistesabwesend. Den mächtigen Leib hält sie mit den Armen umfaßt, und sie atmet so angstvoll und unnatürlich, daß der ganze Leib krampfhaft zuckt und hüpfet, und während sie ihn mit den Armen festhält, entringt sich ein dumpfes Geulen ihrem Munde, in dem die großen, gelben Wolfszähne blinken.

„Was ist dir denn — hat dich jemand geschlagen?“ frage ich, mich über sie vorneigend. Sie zuckt mit den nackten Weinen in dem ascheartigen Sande, und während ihr Kopf kraftlos hin und her wackelt, fährt sie mit krächzender Stimme auf mich los:

„Geh so—ort!... Schämst du dich nicht?... Geh so—o—ort!...“

Ich begriff, was da vorging: ich hatte schon einmal etwas Ähnliches erlebt. Ich wich erschrocken zurück, sie aber stieß ein lautes, langgezogenes Wehklagen aus, und aus ihren Augen, die jeden Augenblick aus der Höhlen zu springen drohten, traten trübe Tränen, die über ihr blutunterlaufenes, zum Blähen aufgequollenes Gesicht liefen.

Das bestimmte mich, wieder auf sie zuzutreten — ich warf mein Bündel, meine Leckanne und meinen Kessel auf die Erde, drückte sie mit dem Rücken auf den Boden nieder und suchte ihre Weine in den Knien zu beugen, aber sie stieß mich zurück, schlug mich mit den Händen ins Gesicht und gegen die Brust, drehte sich um und kroch brummend, ächzend und scheltend auf allen vieren wie eine Wärin tiefer hinein ins Gebüsch.

„Du Räuber!... Du Satan!...“ schrie sie mich wütend an.

Ihre Arme knickten ein; sie fiel mit dem Gesicht auf die Erde und begann wieder, unter krampfhaften Zuckungen, die Weine starr vor sich stredend, zu heulen und zu wimmern.

Ich suchte mir in der Eile alles, was ich über diesen Gegenstand wußte, ins Gedächtnis zu rufen, legte sie, selbst ganz fieberhaft erregt, auf den Rücken und knickte ihre Weine um — schon kam bei ihr die Blase, die die Frucht umgibt, zum Vorschein.

„Lieg still, du wirst gleich gebären!...“ rief ich ihr zu. Ich lief ans Meer, streifte die Armel auf, wusch mir die Hände sauber, kehrte zu ihr zurück — und wurde zum Geburtshelfer.

Die Frau wand und krümmte sich in ihren Wehen wie ein Stück Birkenrinde im Feuer, schlug mit den Händen die Erde, suchte um sich herum, riß das Herbstfahle, welcke Gras aus, suchte es sich in den Mund zu stopfen, streute sich Erde auf das unmensächlich ent-

stellte Gesicht mit den blutunterlaufenen, wild starrenden Augen; die Blase aber war bereits herausgetreten. Der Kopf begann hindurchzukommen, und ich mußte auf ihre zuckenden Weine achten, mußte dem Kinde helfen und zu verhindern suchen, daß sie sich das Gras in den verzerrten, entsetzlich stöhnenden Mund steckte...

Wir schimpften ein wenig übereinander, sie durch die Zähne und ich auch nur ganz leise, sie vor Schmerzen und jedenfalls auch aus Schamgefühl und ich aus Verlegenheit und quälendem Mitleid mit ihr...

„O Gott!“ schreit sie heiser und beißt sich auf die schaumbedeckten blauen Lippen, während aus ihren Augen, die plötzlich von der Sonne ganz ausgebleicht erscheinen, ununterbrochen die durch die Mutterwehen hervorgepreßten Tränen fließen und ihr ganzer, gezeuete Körper sich hin und her wirft und windet. — „Geh endlich fort, du Teufel!...“

Sie sucht mich mit den schwachen, verrenkten Armen immer noch von sich zu stoßen, während ich ihr gut zurede: „Sei doch nicht dumm, das Kind kann jeden Augenblick da sein!...“

Sie tut mir ganz schrecklich leid, und es ist mir, als ob ihre Tränen auch meine Augen zum Überfließen brächten. Eine qualvolle Unruhe preßt mir das Herz ab, und ich möchte am liebsten laut aufschreien, und ich schreie: „Nun, so mach doch endlich!“

Und ich halte einen Menschen in den Armen — einen roten Menschen. Ich sehe ihn nur durch den Tränenverschleier, kann aber doch erkennen, daß er ganz rot und schon mit der Welt unzufrieden ist, daß er strampelt und protestiert und ganz fürchterlich brüllt, obschon er noch mit dem Leibe der Mutter verbunden ist. Seine Augen sind blau, die Nase in dem roten, zerknüllten Gesicht ist ganz lächerlich plattgedrückt, und die Lippen bewegen sich und rufen in langgezogenen Tönen: „Ja—a... ja—a...“

Er ist so schlüpfrig — jeden Augenblick kann er meinen Händen entgleiten, ich knie am Boden, begucke ihn und muß hell aufpassen — es macht mir einen Heidenpaß, ihn so anzusehen. Und ich habe ganz und gar vergessen, was ich weiter zu tun habe...

„Schneid ihn ab,“ sagt leise die Mutter. Ihre Augen sind geschlossen, das Gesicht ganz schlaff und erdfahl, wie bei einer Toten, und die blauen Lippen flüstern kaum vernehmlich:

„Nimm das Taschenmesser... schneid's durch...“

Mein Messer haben sie mir in der Parade gestohlen, und so beiße ich die Nabelschnur einfach durch. Der junge Mann läßt seinen Orlower Paß ertönen, die Mutter aber lächelt: ich sehe, wie wunderbar ihre Augen, die eben noch farblos schienen, in lebendigem blauem Feuer erstrahlen. Ihre dunkle Hand sucht in den Falten des Rockes, sie will die Tasche finden, und ihre blutig gebissenen Lippen flüstern: „Ich... bin zu schwach... In der Tasche ist ein Bändchen... der Nabel muß abgebunden werden...“

Ich zog das Bändchen aus ihrer Tasche und nahm die Abbindung vor. Sie lächelte immer heller, immer freudiger — so hell und freudig, daß ich fast geblendete war durch dieses Lächeln.

„Bring dich etwas in Ordnung, ich habe ihn inzwischen...“ sagte ich.

„Sei nur recht behutsam, hörst du?...“ sprach sie mit leiser, besorgter Stimme.

Doch um diesen rothhäutigen kleinen Mann braucht sie durchaus nicht besorgt zu sein: er hat die Kräftchen geballt und schreit, schreit, als wollte er mich zum Kampfe herausfordern: „Ja—a... ja—a...“

„Gewiß doch, gewiß! Immer bejahe du dein Existenzrecht, alter Freund — die lieben Nächsten werden es bald genug verneinen!“

Ganz besonders laut und unzufrieden schrie er auf, als die erste schäumende Meereswoge, die sich lustig auf uns beide warf, über seinen kleinen Leib hinglitt; ich spülte ihm Rücken und Brust ab, und er schloß die Augen und sträubte sich unter lautem Zetergeschrei, während Welle auf Welle über ihn hinwegging.

„Immer brülle, du Mann von Orlow! Schon' deine Kehle nicht!...“ ermunterte ich ihn.

Als ich mit ihm zu der Mutter zurückkehrte, lag sie wieder mit geschlossenen Augen, die Lippen fest aufeinander pressend, da — die Wehen hatten sie von neuem gepackt, die Nachgeburt mußte heraus. Doch mitten im Ächzen und Stöhnen hörte ich sie flüstern:

„Gib mir ihn... gib ihn her!...“

„Er kann warten!“

„So gib ihn doch!...“

Und mit den zitternden, unsicheren Händen suchte sie ihre Wade auf der Brust zu öffnen. Ich half ihr die Brust freimachen, die von der Natur für zwanzig solche Bürschchen bemessen schien, und legte den brüllenden Mann von Orlow an ihren warmen Körper. Er hatte die Situation sofort begriffen und schwieg. (Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Maria Jettin (Zunel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von J. G. W. Dieb Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.